

# Erforschung von Glück und Mitmenschlichkeit

Prof. Dr. Karlheinz Ruckriegel

Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule Nürnberg, Fachbereich Betriebswirtschaft

Die deutsche Wirtschaftspolitik will das Wirtschaftswachstum fördern. Die Glücksforschung sagt, dass funktionierende zwischenmenschliche Beziehungen mehr zur individuellen Zufriedenheit beitragen als materieller Wohlstand.

Im Englischen unterscheidet man zwischen „lucky“ und „happy“, also zwischen Glück haben, zum Beispiel im Lotto, und glücklich sein, weil man sich so fühlt. Im Deutschen existiert für beide Bedeutungen nur das Wort Glück. Die Glücksforschung beschäftigt sich mit Glück im Sinne des Glücksgefühls. Ihr Ziel ist, herauszufinden, was die subjektiv empfundene Zufriedenheit mit dem Leben fördert oder hemmt. Daraus können Handlungsempfehlungen für die Wirtschaftspolitik und die Unternehmen, aber auch für den Menschen als Individuum abgeleitet werden:

■ *Richard Layard*, Glücksforscher an der London School of Economics, gibt zum Beispiel mit seinen Vorschlägen für eine „aktivierende Arbeitsmarktpolitik“ Empfehlungen für die Wirtschaftspolitik;

■ Unternehmen sollten Rahmenbedingungen schaffen, die die Zufriedenheit der Mitarbeiter am Arbeitsplatz und damit ihre Motivation sowie ihr Engagement erhöhen;

■ für den Einzelnen ist die Erkenntnis entscheidend, dass in den westlichen Industrieländern weniger ein Zuwachs materieller Güter, sondern vielmehr die Zunahme von sozialen Kontakten und von Mitmenschlichkeit die Lebenszufriedenheit erhöht.

## Wie wird Glück gemessen?

Ausgangspunkt für die Glücksforschung ist die Annahme, dass Menschen nach Glück streben und dass das oberste Ziel des Menschen Zufriedenheit, also mehr als bloße Einkommenserzielung, ist. „Glück ist, wenn wir uns gut fühlen, und Elend bedeutet, dass wir uns schlecht fühlen“, so *Layard*. Das menschliche Streben nach Glück (Pursuit of Happiness) wurde 1776 in der US-Verfassung als unveräußerliches Recht verankert. Es wurde neben der Freiheit, der Gleichheit, der Bildung und

dem Eigentum zum Leitwort der bürgerlichen Revolution.<sup>1</sup>

Jeder Mensch hat eigene Vorstellungen von Glück, und das beobachtete Verhalten ist kein ausreichender Indikator für das persönliche Wohlbefinden. Dennoch lässt sich Glück erfassen und analysieren: Menschen können gefragt werden, wie zufrieden sie mit ihrem Leben sind. In umfangreichen Studien werden die Befragten gebeten, ihre Lebenszufriedenheit allgemein bzw. ihre Zufriedenheit in unterschiedlichen Lebensbereichen (Gesundheit, Arbeit, Haushaltseinkommen, Lebensstandard, Freizeit, Wohnung, Angebot von Waren und Dienstleistungen, Umweltzustand) auf einer Skala, die verbal von „ganz und gar unzufrieden“ bis „ganz und gar zufrieden“ oder numerisch von 0 bis 10 reicht, zu bewerten.

Auf die Frage „Hat die Glücksforschung das Zeug, eine echte Wende im ökonomischen Denken herbeizuführen?“ antwortete *Bruno S. Frey*, Schweizer Pionier auf dem Gebiet der Glücksforschung, in einem Interview mit *Der Zeit* vom 5. Juli 2007: „Ja, der Effekt ist schon einigermaßen revolutionär. Heute messen wir Zufriedenheit empirisch, Nutzen ist also kein abstraktes Konzept mehr wie zuvor seit den dreißiger Jahren. Unsere Maße sind zwar nicht ideal, aber gute Annäherungen sind sie schon. Das Bruttosozialprodukt als vorrangige Zielgröße wird ja auch ungenau gemessen. Aber an das Sozialprodukt haben wir uns gewöhnt, und es wird überall akzeptiert, gerade von traditionellen Ökonomen. Die Schätzung der Zufriedenheit fügt dem etwas hinzu, und das ist ein großer Schritt vorwärts.“

<sup>1</sup> Vgl. Wolfgang Häusler, Versuch über die Einfachheit Oder: Die Ordnung der Vielfalt in Politik, Bildung und Kunst der Bürgerlichen Gesellschaft, in: Hans Ottomeyer/Klaus Albrecht Schröder/Laurie Winters (Hrsg.), *Biedermeier – Die Erfindung der Einfachheit*, Ostfildern 2006, Seite 117.

Einer der am häufigsten verwendeten Datensätze zur Analyse sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Phänomene ist das German Socio Economic Panel (GSOEP oder SOEP – Sozio-oekonomisches Panel). Das SOEP ist eine repräsentative Befragung privater Haushalte in Deutschland, die seit 1984 jährlich durchgeführt wird. Die einzelnen Mitglieder der Haushalte werden dabei auch zu ihrer Lebenszufriedenheit befragt: „Wie zufrieden sind Sie gegenwärtig, alles in allem, mit Ihrem Leben?“ Das SOEP liefert eine gute Basis, um die Einflüsse einzelner Faktoren, wie das Eintreten von Arbeitslosigkeit, Krankheit, Trennungen usw. auf die Lebenszufriedenheit abzuschätzen. Arbeitslosigkeit zum Beispiel verringert die Lebenszufriedenheit durchschnittlich um 0,626 Skaleneinheiten auf der 10-Punkte-Skala. Eine feste Beziehung hat hingegen einen positiven Einfluss (+ 0,294 Skaleneinheiten).<sup>2</sup> Die allgemeine Lebenszufriedenheit in Westdeutschland ist von 1990 bis 2004 von 7,3 auf 6,8 Skaleneinheiten gesunken. In Ostdeutschland lagen die Werte während dieser Zeit immer unter den westdeutschen; 2004 betrug die Differenz 0,7 Skaleneinheiten.<sup>3</sup>

### *Geld allein macht nicht glücklich*

Obwohl in den letzten 50 Jahren die westlichen Länder ein in der Geschichte einzigartiges Wirtschaftswachstum zu verzeichnen hatten, hat die Lebenszufriedenheit in diesem Zeitraum nicht zugenommen. So lag in den USA der Prozentsatz der Menschen, die sich als sehr glücklich bezeichneten, immer bei etwa 30 Prozent, obwohl sich das reale Pro-Kopf-Einkommen in dieser Zeit verdreifacht hat. Ähnliche Befunde liegen – für einen kürzeren Untersuchungszeitraum – für die meisten europäischen Länder und Japan vor.<sup>4</sup>

In der Literatur spricht man vom sogenannten *Easterlin-Paradoxon*, das nach *Richard Easterlin* benannt wurde, der diesen Sachverhalt bereits 1974 problematisierte.<sup>5</sup> Diese Erkenntnis ist ein Problem für die gängige ökonomische Theorie, die davon ausgeht, dass sich das persönliche Wohlbe-

2 Vgl. Steffen Rätzel, *Ökonomie und Glück – zurück zu den Wurzeln?*, in: *Wirtschaftsdienst*, 87. Jahrgang (2007), Seiten 341–343.

3 Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.), *Datenreport 2006*, Bonn 2006, Seiten 448–451.

4 Vgl. hierzu etwa *Richard Layard*, *Die glückliche Gesellschaft – Kurswechsel für Politik und Gesellschaft*, Frankfurt am Main 2005, Seiten 43–45.

5 Vgl. *Richard A. Easterlin*, *Does economic growth improve the human lot? Some empirical evidence*, in: *P. A. David/M. W. Reder* (Hrsg.), *Nations and Households in Economic Growth: Essays in Honor of Moses Abramovitz*, New York 1974.

finden mit der Zunahme materieller Güter, die einem zur Verfügung stehen, erhöht. Die Annahme „Mehr ist besser als weniger“ ist grundlegend in der mikroökonomischen Theorie; Vergleichs- und Gewöhnungseffekte kommen nicht vor. Vergleich und Gewöhnung sind aber gerade die Ursachen des *Easterlin-Paradoxons*. Zum einen ist – sofern die materielle Existenz gesichert ist – weniger das absolute Einkommen, sondern vielmehr das relative Einkommen – das eigene Einkommen im Vergleich mit dem anderer Menschen – entscheidend. Zum anderen passen sich die Ansprüche und Ziele an die tatsächliche Entwicklung an, das heißt: Mit steigendem Einkommen steigen die Ansprüche, sodass daraus keine größere Zufriedenheit erwächst, der Mensch befindet sich in der sogenannten hedonistischen Treitmühle.

Untersuchungen zeigen, dass die Lebenszufriedenheit bis zu einem Bruttoinlandsprodukt (BIP) pro Kopf von 10 000 US-Dollar eindeutig zunimmt. Darüber hinaus besteht nur noch ein schwacher bzw. kein Zusammenhang zwischen der Lebenszufriedenheit und einer Zunahme des BIP pro Kopf.<sup>6</sup> Dies ist nicht verwunderlich, denn wenn die Grundbedürfnisse erst einmal befriedigt sind, kommt den materiellen Gütern immer geringere Bedeutung zu. So wundert es auch nicht, dass die Lebenszufriedenheit in dem Maße abnimmt, in dem das Einkommen gegenüber der Liebe stärker bevorzugt wird. Diese Erkenntnis hat Sprengkraft: Wenn mehr wirtschaftliche Güter nicht zu höherer Lebenszufriedenheit, sondern sogar zu Unzufriedenheit führen können, wird eine Grundlage der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik infrage gestellt: das Streben nach Wirtschaftswachstum.

### *Was die Menschen wirklich glücklich macht*

Die Glücksforschung hat sieben Glücksfaktoren identifiziert: familiäre Beziehungen, befriedigende Arbeit, soziales Umfeld, Gesundheit, persönliche Freiheit, Lebensphilosophie (Religion) und die finanzielle Lage (Einkommen). Gerade den zwischenmenschlichen Beziehungen – zu Familienmitgliedern, Freunden oder Arbeitskollegen – kommt dabei eine besondere Rolle zu, denn „... unser Glück hängt vor allem davon ab, wie unsere Beziehungen zu anderen Menschen aussehen. Wir

6 *Tim Jackson/Nat McBride*, *Measuring Progress? – A review of „adjusted“ measures of economic welfare in Europe*, prepared for the European Environment Agency, 11. Juli 2005, Seiten 9–12.

brauchen daher eine Politik, in der die Zwischenmenschlichkeit eine große Rolle spielt... Wenn wir nicht erkennen, wie schnell uns unsere materiellen Besitztümer langweilen, dann geben wir zu viel Geld für ihre Anschaffung aus, und zwar auf Kosten unserer Freizeit. Wir unterschätzen gern, wie schnell wir uns an neue Gegenstände gewöhnen; die Folge ist, dass wir viel zu viel Zeit darauf verwenden, zu arbeiten und Geld zu verdienen, und andere Aktivitäten vernachlässigen.“<sup>7</sup>

Die hedonistische Tretmühle betrifft aber nicht alle Erlebnisse. „Das Zusammensein mit der Familie, mit Freunden, Sex, ja sogar die Qualität und Sicherheit unserer Arbeit stellen Erfahrungen dar, an deren positive Auswirkungen wir uns nicht gewöhnen. Glück rührt also von unseren Erfahrungen her, vor allem von unseren Erfahrungen mit anderen Menschen.“<sup>8</sup> Nicht die materiellen Güter, sondern die Beziehungsgüter (Relational Goods) sind entscheidend. Dies wird durch Erkenntnisse aus der Neurobiologie gestützt und erklärt. Danach ist der Mensch darauf aus, vertrauensvoll zu agieren und gute Beziehungen zu anderen zu gestalten, so dass er kooperatives Verhalten einzelkämpferischen Strategien vorzieht.<sup>9</sup>

### *Das Streben nach innerem Gleichgewicht*

Die Beschäftigung mit dem, was Menschen glücklich macht, ist nicht neu. Schon *Aristoteles* hat sich in seiner Nikomachischen Ethik damit intensiv auseinandergesetzt: „In der Frage, wie man jene moralischen Fähigkeiten oder Tugenden erkennen könne, in denen wir uns üben sollen, um Glück zu erfahren, empfiehlt uns *Aristoteles* eine allgemeine und grundlegende Regel: ... Suche die Mitte, suche das rechte Maß im Leben.“<sup>10</sup> Relativ neu ist hingegen, dass es – zumindest im Westen – kaum noch einen Kampf ums tägliche Überleben gibt, so dass sich *Aristoteles*‘ Rat nicht mehr nur an eine verschwindend geringe Minderheit in der Bevölkerung richtet, sondern an alle. Letztlich laufen auch die Empfehlungen der Glücksforschung darauf hinaus, die „Mitte und das rechte Maß“

(*Aristoteles*) bzw. das „Nichts zu sehr!“ (*Epikur*) anzustreben.

Für die Ökonomie moderner Prägung hat diesen Grundgedanken *Hermann Heinrich Gossen* Mitte des 19. Jahrhunderts in seinem Zweiten Gossenschen Gesetz, das vom Ausgleich der gewogenen Grenznutzen handelt, herausgearbeitet. Dahinter steht der Gedanke, dass es nachteilig ist, wenn man nicht danach strebt, alles in ein inneres Gleichgewicht zu bringen. Auf die heutige Situation bezogen, in der in den westlichen Industrieländern die materiellen Bedürfnisse mehr als gedeckt sind, geht es also darum, den Nutzen aus materiellen Gütern und den aus Beziehungsgütern abzuwägen und in ein inneres Gleichgewicht zu bringen. Während ein Zuwachs bei materiellen Gütern aufgrund des Gewöhnungseffekts nicht zwangsläufig einen höheren Nutzen bedeutet, tritt die hedonistische Tretmühle bei Beziehungsgütern nicht auf.

Offensichtlich sollten sich Ökonomen mit der Glücksforschung und den ihr zugrundeliegenden Erkenntnissen aus der Psychologie und Neurobiologie beschäftigen. Es handelt sich hierbei um ihr ureigenstes Terrain. Allerdings bliebe dies nicht ohne Konsequenzen für die ökonomische Theorie selbst. Sie müsste radikal reformiert werden, da sie Schlüsselergebnisse der modernen Psychologie bislang ignoriert. So kann das Konstrukt des *Homo oeconomicus* nicht mehr länger als Leitbild des menschlichen Verhaltens angenommen werden. Daneben kann sich die Volkswirtschaftslehre als Sozialwissenschaft nicht nur darauf beschränken, was Menschen tun, sondern sie muss auch berücksichtigen, was Menschen fühlen und sagen – etwas, womit sich die moderne Psychologie schon seit über einem halben Jahrhundert befasst.

Mit der Glücksforschung hat sich die Volkswirtschaftslehre also nicht nur aus dem verengten Blickwinkel der – mit der Annahme des *Homo oeconomicus* ins sozialwissenschaftliche Abseits führenden – Neoklassik befreit. Sie ist vielmehr mit ihrer starken empirischen und interdisziplinären Ausrichtung wieder in der Mitte der Sozialwissenschaften angekommen. All dies ist nichts Neues: Bereits *Ludwig Erhard* und *Wilhelm Röpke* kritisierten die Neoklassik wegen ihrer Wirklichkeitsferne und ihrer Losgelöstheit von Kultur und Geschichte.<sup>11</sup>

7 Richard Layard, *Die glückliche Gesellschaft*, a. a. O., Seiten 19 und 62.

8 Manfred Spitzer, Kann, darf, soll oder muss man Glück wissenschaftlich untersuchen?, in: Manfred Spitzer/Wulf Bertram (Hrsg.), *Braintertainment – Expeditionen in die Welt von Geist und Gehirn*, Stuttgart u. a. 2007, Seite 105.

9 Vgl. Joachim Bauer, *Lob der Schule*, Hamburg 2007, Seite 30.

10 Leszek Kolakowski, *Was fragen uns die großen Philosophen?*, Leipzig 2006, Seite 40.

11 Vgl. Hans Jürgen Schlösser, *Menschenbilder in der Ökonomie*, in: *Orientierungen zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik*, Nr. 112 (2/2007), Seite 69.

*Glücksforschung und Wirtschaftspolitik –  
Wo steht Deutschland?*

In der deutschen Wirtschaftspolitik spielen die Erkenntnisse der Glücksforschung bisher noch keine Rolle. Vielmehr konzentriert sich die Politik auf das Wirtschaftswachstum. Es stellt sich aber die grundsätzliche Frage, warum Wirtschaftswachstum als politisches Ziel verfolgt werden soll, wenn Wachstum nicht unbedingt der Schlüssel zu mehr Glück ist. „Wir wissen aus der Glücksforschung, dass reiche Nationen, wenn sie noch reicher werden, nicht unbedingt glücklicher werden. Wir gewöhnen uns an das, was wir erreicht haben“, so *Klaus Zimmermann*, Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) Berlin.<sup>12</sup>

Ganz anders sind die politischen Verhältnisse in den OECD-Ländern, die auf der Glücksskala deutlich vor Deutschland rangieren: Australien, Dänemark, Großbritannien, Irland und USA. Diese Länder erfüllen die Forderungen, die die World Commission on Environment and Development (die sogenannte Brundtland Commission) der

Vereinten Nationen 1987 formulierte: neue Wege zu beschreiten, um den nachhaltigen Fortschritt von Ländern zu messen und zu bewerten. Die Politiker dieser Länder beschäftigen sich intensiv mit der Frage, was für das Wohlergehen ihrer Bürger wichtig ist. So ließ sich der ehemalige britische Premierminister *Tony Blair* von *Richard Layard* beraten, der ihm einen „Happiness-Index“ vorschlug. 2005 rief *Blair* die Arbeitsgruppe „Whitehall Well-Being Working Group“ ins Leben. Sie hat den Auftrag, die Nutzbarmachung von Wohlfühl-Konzepten für die Politik zu untersuchen.

Der Psychologe *Ed Diener* kommt zu dem Schluss, dass sich Glück auf die gesamte Lebensführung positiv auswirkt. Es ist daher politisch notwendig, das subjektive Wohlbefinden der Bürger zu messen und im Zeitverlauf zu beobachten. Dafür müssen aber auch in Deutschland Glück und Lebenszufriedenheit explizit in den Zielen der Politik vorkommen. Das BIP misst zwar die wirtschaftliche Leistung, nicht aber die gesellschaftliche Wohlfahrt, für die letztlich subjektive Indikatoren entscheidend sind. ■

<sup>12</sup> Zitat aus Stefan Aust/Claus Richter/Matthias Ziemann, *Wettlauf um die Welt*, München 2007, Seite 93.